

Autor:

Krisen sind nie willkommen, doch diese kam besonders ungelegen: gerade hatten ein paar vergleichsweise fette Jahre die Kommunen aufatmen lassen, da geht's schon wieder steil hinab ins Tal der Tränen. Und die Kultur heult kräftig mit. Was man sich nicht alles von der Zukunft so erhofft hatte - die Sicherung des Bestandes, natürlich, aber endlich wieder auch mehr als das: Seit Jahren hat die Republik, hat vor allem Nordrhein-Westfalen, das Baufieber gepackt. Die Nachkriegszeit bescherte den meisten großen Kommunen schicke Häuser für Theater und Oper, nun schien es an der Zeit, endlich auch das klassische Konzert standesgemäß zu verpacken. Essen und Dortmund haben um die Jahrtausendwende beinahe synchron ihre Philharmonien auf den Weg gebracht. Andere wollten und wollen es ihnen gleichtun, mit einem eigenen Schmuckstück in der Masse sichtbar bleiben – ein ganz normaler Affekt städtischer Bauherrschaft, so Architekturhistoriker Wolfgang Pehnt:

Pehnt:

Der Trend ist nicht zu leugnen, dass man mit dem Konzerthaus eben auch in der kommunalpolitischen Konkurrenz punkten möchte. Das berühmte neudeutsche Wort von den Icon Buildings, den ikonenhaften Bauten, das schwebt heute jedem Stadtoberhaupt vor Augen, mit der auffälligen Form auch zusätzliche Attraktion für die Stadt zu entwickeln.

Autor:

Doch die Attraktion braucht Investition, und die tut gerade richtig weh. Wer vor Jahren zögerte, läuft jetzt Gefahr, in die Röhre zu schauen: Das einst so mutige Gelsenkirchen hat längst in dieser Frage die Segel gestrichen, die Idee eines Münsteraner Konzerthauses wurde im letzten Jahr per Bürgerentscheid ausgebremst, einer neuen Spielstätte für die Bochumer Sinfoniker zeigte in diesem Juni der Regierungspräsident die rote Karte: obwohl fest eingeplant für das Kulturhauptstadtjahr 2010, seien die Kosten angesichts des desolaten Zustands der städtischen Finanzen nicht verantwortbar. Am westlichen Ende des Landes sieht's kaum rosiger aus: da klammert sich Aachen zwar an seine Vision eines „Hauses für Musik“, doch über die Vision kommt man einfach nicht hinaus. Die Spendenzusagen von Privat und aus der Wirtschaft sind weit spärlicher, als erhofft, die Lücke zwischen Soll und Haben zu groß, um in absehbarer Zeit überbrückt zu werden.

Musik, Beethoven, 5te

Autor:

Richtig, bleibt noch Bonn, die Geburtsstadt Ludwig van Beethovens. Die hätte, könnte man meinen, ein neues Konzerthaus am wenigsten nötig, wo sie doch schon eines hat: die Beethovenhalle nämlich, die vor nicht allzu langer Zeit erst gründlich renoviert worden ist. Kommt hinzu, dass auch die Bundesstadt gerade mal wieder schrecklich klamm ist. Das Geld scheint allein bei drei ortsansässigen Unternehmen locker zu sitzen, die einstmals gemeinsam als Deutsche Bundespost firmierten, und nun - börsenorientiert – so gut wirtschaften, dass sie den Bürgern – vermutlich auch ihren leitenden Angestellten – einen wahren Prachtbau spendieren wollen, ein Festspielhaus für Ludwig van Beethoven. Bis zu 80 Millionen darf es kosten, ein

Stararchitekt wird es bauen, klar, ein Starakustiker den perfekten Hörgenuss garantieren. Die Stadt muss dafür lediglich ein Grundstück räumen. Dass auf diesem Grundstück ausgerechnet die alte, denkmalgeschützte Beethovenhalle steht, ist freilich mehr als nur ein kleiner Haken bei der ganzen Geschichte, meint Wolfgang Pehnt:

Pehnt:

Es sind dabei ja nicht nur Kriterien, die den Bau selber betreffen, der zu seiner Zeit auch wirklich ein spektakuläres Gebäude gewesen ist – da muss man ja auch die ganze Geschichte eines solchen Bauwerks mit einrechnen... also, für die parlamentarische Geschichte der Bundesrepublik ist das ein wichtiges Gebäude gewesen, wo Bundespräsidenten gewählt worden sind, wo die Bundesversammlung getagt hat, es gibt, glaube ich, nicht viele Gebäude, die die Bonner Demokratie belegen., gerade in der Stadt Bonn, die von gleicher Qualität wären wie die Beethovenhalle. Drei, vier andere Gebäude vielleicht, aber das ist es dann auch schon.

Musik, s.o.

Autor:

Beethoven hat besseres verdient als ein Haus, heißt es, in dem das klassische Konzert nur eine Spielform unter vielen ist. Denn die Beethovenhalle gehört nicht allein den Streichquartetten und Sinfonieorchestern, da gibt es unter der Woche auch Erotikmessen und Kleintierbörsen. Diese einst durchaus übliche Mischnutzung ist heute Vielen ein Dorn im Auge. Beethoven hat besseres verdient.

Musik, s.o.

Autor:

Nun ja, Beethoven hat vielleicht wirklich besseres verdient, doch er selbst hat es gar nicht besser gekannt: Einen Saal exklusiv für Musik, wie er heute unverzichtbar scheint, den gab es zur seiner Zeit nur in Leipzig. Das erste wirkliche Konzerthaus, der Stammsitz des Wiener Musikvereins, wurde sogar erst 1868 errichtet, da war Beethoven schon vierzig Jahre tot. Nachfolger hat dieses Gebäude weit weniger gefunden, als man annehmen darf, in Deutschland gerade mal ein gutes Duzend, doch war es nichtsdestotrotz stilbildend:

Pehnt:

Also, wenn man sich heutige Neubauten ansieht, dann orientieren sie sich im Grunde an zwei verschiedenen Polen: das eine ist der Typus Wiener Musikverein – wenn man spektakuläre Neubauten wie Luzern von Nouvel oder Porto von Rem Koolhaas sich vor Augen führt, da ist im Grunde immer das Vorbild: Publikum orientiert mit dem Gesicht zur Orchesterbühne hin; und dann hat sich im Laufe des 20. Jahrhunderts, vor allen Dingen mit dem großen Neubau der Berliner Philharmonie 1957-63 von Hans Scharoun diese andere Möglichkeit etabliert, das Konzept „Musik im Mittelpunkt“, das Orchester in der Mitte platzieren, Zuschauer rings rum – im Grunde sind diese beiden Konzepte für den Betrieb der bürgerlichen Musikkultur die maßgebenden

geblieben, und ich denke, die Entwicklung hat sich so ausdifferenziert, dass man für diesen Sektor des Musiklebens vermutlich auch nicht mehr mit anderen Vorstellungen zu rechnen hat.

Autor:

Schade eigentlich. Denn irgendwie mutet das doch schon komisch an, dass den Architekten seit einem halben Jahrhundert nichts grundlegend Neues mehr einfällt zum Thema Konzerthaus – schließlich hat sich das Konzertleben, der Inhalt also der Architektur, in diesem letzten halben Jahrhundert radikal verändert. Zu Scharouns Zeiten war noch klar, wer und was in einem guten Konzerthaus spielt: Wer? Orchester, Kammerensembles und Chöre. Was? Die klassische Musik von Bach bis Mahler, vielleicht bis Schönberg. Und heute? Jazz, Musical und Pop, Schlager, Ethno und Kabarett füllen allerorts die Spielpläne, für die das Klassikpublikum allein viel zu klein wäre. Die Mischnutzung, gegen die das moderne Konzerthaus anscheinend protestiert, ist still und heimlich wieder zu seiner zweiten Natur geworden. Die klassische Form, die nun nicht mehr Halle, sondern „Philharmonie“ heißt, ist schierer Anschein: Sie adelt einen Inhalt, der sich vom Kanon der Klassik längst gelöst hat. Der Musikwissenschaftler und –soziologe Hans Neuhoff:

Neuhoff:

Das sind Mehrzweckhallen – aber ich nehme an, dass hier Prestigeeffekte vor allem eine Rolle spielen. Die klassische Musik erfüllt nach wie vor die Funktion, die Verbindung zu einer Vergangenheit aufrecht zu erhalten, die nach wie vor eine nationale kulturelle Identität verbürgt. Es ist ja auch so, dass die Mehrheit, die selber nie in die Oper gehen, die Subventionierung der Oper für richtig halten. Die Vorstellung, das alle Opernhäuser geschlossen werden, wäre selbst den Opernfeinden unangenehm. Man hätte das Gefühl, dass plötzlich etwas zerbricht, das zu uns gehört, Also, diesen Status hat die Klassische Musik ohne Zweifel. Und Philharmonie klingt definitiv besser als musikalische Mehrzweckhalle.

Autor:

Aber natürlich fällt auch heute Architekten hin und wieder mehr ein als bloß den Wiener Musikverein oder die Berliner Philharmonie zu kopieren. Leider nicht in Deutschland, auch jetzt in Bonn wohl nicht, aber zum Beispiel in Amsterdam. Ausgerechnet in Amsterdam - in jener Stadt, die mit dem Concertgebouw von 1888 über eine berühmte Ikone klassischer musikalischer Architektur verfügt. Dieses Erfolgsrezept noch einmal abzuschreiben, kam den Verantwortlichen jedoch gar nicht in den Sinn, als der Plan reifte für ein neues Haus. Das vor vier Jahren eröffnete Muziekgebouw, wunderschön gelegen am Hafenbecken hinter dem Bahnhof, wurde entworfen explizit als Konzerthaus für die Zukunft: ein Spielort vor allem für Spezialensembles zeitgenössischer und auch alter Musik.

[Von außen sieht man dem Gebäude sein besonderes Potential nicht einmal an. Was es kann, das Muziekgebouw, erfährt man erst, wenn man ein Konzert im großen Saal besucht oder sich vom Hausherrn Timo Haen persönlich herum führen lässt:]

Haen:

Man kann das Parterre – das sind 500 Sitze – in 20 Minuten rausräumen, man kann den Boden anheben, so dass er auf die gleiche Ebene kommt wie die Bühne, und man kann sich Programme ausdenken, wo man ein Streichquartett macht, dann Pause und dann einen A-capella-Chor, und es ist möglich, dass man die Leute völlig anderes setzt, mit Video arbeitet oder mit Licht. Die Decke, und ich glaube, das ist einzigartig, kann um neun Meter angehoben werden und damit verändert sich die Akustik auf rein natürliche Weise. [] Das ist eine viel modernere Art und Weise, mit verschiedenen Arten von Musik umzugehen, da ist man viel flexibler, und das ist wichtig, glaube ich.

Autor:

Im Muziekgebouw dient die Architektur der Musik, und da die Musik sich nun einmal ständig ändert, eifert ihr das Gebäude nach. Die Priorität des Inhalts über die Form sollte sich von selbst verstehen: Dass diese einfache Lektion gerade in Amsterdam begriffen wurde, ist, so mutmaßt Intendant Timo Haen, kein Zufall: Das Muziekgebouw entstand nicht in den Köpfen von Stadträten und Sponsoren, nicht einmal in den Köpfen von Architekten und Akustikern. Es entstand in den Köpfen derer, die es brauchen und nutzen:

Haen:

Ich denke, man sollte von Künstlern, von künstlerischen Leitern, artistischen Direktoren, von dieser Art von Leuten ... denen sollte man die Offenheit geben zu träumen. Und dann wird etwas dabei heraus kommen. Das macht viel mehr Sinn, als wenn irgendein Kulturdezernent oder irgendein Politiker sich denkt: Hm, da würde ich gerne mein Gebäude h instellen. Schön ist das natürlich, wenn das zusammengeht.

Autor:

Vielleicht aber sollte man, um das Konzerthaus der Zukunft wirklich fit zu machen für die Zukunft, noch einen kleinen Schritt weiter denken:

Nicht nur die Konzertmusik entwickelt sich und braucht ein entwickungsfähiges Zuhause, auch das Publikum tut dies. Während die geburtenstarken Jahrgänge gerade in das sogenannte Klassik-affine Alter vorrücken und die aktuellen Besucherstatistiken noch einmal nach oben drücken, wird, so prognostiziert Professor Hans Neuhoff, in etwa 20 Jahren die Nachfrage nach klassischer Musik drastisch sinken: Pillenknick und die Abkehr von bürgerlichen Bildungsidealen werden sich auch in den Konzerthäusern klar bemerkbar machen. Gut gerüstet ist da nur, wer jetzt nicht alles auf Beethoven setzt. Das Live-Konzert an sich hat lang noch nicht ausgedient.

Neuhoff:

Die Chancen, interessante zeitgenössische, performative Kultur auf geeignete Bühnen zu bringen, die sind allemal gegeben. Es hängt davon ab, dass die Konzepte, die Rahmenbedingungen entsprechend gestaltet werden.